

für die Küche sorgen müßte. Die gute Frau blieb dabei, daß „die Franzisca nicht so fein würde.“ Vergewissertes bewies er mit philosophischer Schärfe, daß ein Weib, das täglich ein Gedicht macht, so geartet sei; sie blieb dabei. Bruno bekam einen wahren Ingrim gegen diese Franzisca Lips, die man ihm durchaus anhängen wollte.

An demselben Tage noch begann er seine Nachforschungen nach seiner schönen Unbekannten. Sie blieben erfolglos. Er war betrübt. Aber auch seine Mutter. „Weißt Du, Bruno!“ fing sie am dritten Tage an, „ich komme eben von Lipsens, es ist aus mit meinem Plan. Die Franzisca will Dich auch nicht. Sie hat es öffentlich vor ihren Eltern und mir erklärt. Du bist ihr zu alt, na hör mal, dabei kennt sie Dich gar nicht. Du hast Recht, so 'ne Verfemacherin hat schon immer den spleen. Du zu alt! Na, das ist großartig. Dann hat sie Dir 'mal für Dein „Damen-Bouboir“ unter dem Namen Angelika Gedichte eingeschickt, worauf Du ihr eine sehr grobe Antwort im „Briefkasten“ gegeben hast.“

„Die verrückte Angelika“, unterbrach sie hier Bruno und rang die Hände, „die also ist es. Fast habe ich's geahnt. O Du mein Gott! Die sollte mein Weib werden — das wäre ja eine wunderhübsche Ehe geworden.“

„Na ja“, fuhr die Mutter fort, „das ist sie und sie hat gesagt, einen solchen Griesgram möchte sie nicht zum Manne haben. Das Schönste aber ist punkt drei, weshalb sie nicht will. Sie liebt schon einen Anderen, sie weiß nur seinen Namen nicht, sie hat ihn nur einmal gesehen. Nun bitt' ich Dich.“ Und Frau Eckert wurde roth vor Zorn und ihre Haubenbänder flogen wild um ihren Kopf.

„Wie gesagt, liebe Mutter“, sprach Bruno, „Blaustrumpf bleibt Blaustrumpf, und ich bin froh, daß ich mich nicht habe überumpeln lassen.“

Damit war, allerdings noch zum Leidwesen der Frau Eckert, die Frage der Verbindung der Häuser Lips und Eckert bei Seite gelegt. Der Verkehr wurde, so lange Bruno in B. weilte, wie es das Delikate ihrer Stellung zu einander erforderte, eingestellt. Bruno vermied es, in die Nähe zu kommen, in der „Lipsens“ wohnten, umso mehr, als er nicht die geringste Neugier empfand, die „verrückte Angelika“ kennen zu lernen. Seine Freundin aus dem Eisenbahn-Coupé sah er nicht wieder. Der Gedanke kam ihm furchtbar vor, daß der strenge Papa, von dem sie ihm erzählte, wirklich die Verbindung mit dem alten Redakteur durchsetzen könnte. — So rückte der letzte Abend heran, den Bruno in B. zu bleiben gedachte. Für diesen Abend hatte er die Beteiligungen an dem Kurtenball, einem Vergnügen, das die feinsten Kreise B.'s vereinigte, auf sein Programm gesetzt. Ein befreundeter Affessor holte ihn ab.

„Willst Du“, fragte ihn dieser, als sie in den Saal gekommen waren, „das geistvollste Mädchen unserer Kreise, Fräulein Franzisca Lips, kennen lernen?“ Und er zeigte auf eine Gruppe Herren und Damen, die auf die Rede einer jungen Dame zu horchen schienen und jetzt laut aufschrien.

„Nein, nein, lieber Freund“, wehrte Bruno ab, „die kennt mein Redaktions-Papierkorb zur Genüge.“ „Aber, Junge, sei doch nicht so schüchtern“, lachte der Affessor, fasste ihn unter den Arm und stellte im nächsten Augenblick „Herrn Dr. Eckert, Redakteur des Damen-Bouboir“ der — schönen Unbekannten aus dem Eisenbahn-Coupé vor. Beiden entschlüpfte ein Freudensruf.

„Die Herrschaften kennen sich wohl“ fragte der Affessor erstaunt. Statt aller Antwort schüttelten sich Fräulein Lips und Herr Eckert herzlich die Hände und die „verrückte Angelika“ schleppte den „alten Griesgram“ zu ihren Eltern und Alle lachten über die Tüde des Zufalls, der die Beiden zuerst zusammengeführt und ihnen dann Furcht vor einander eingestößt hatte. Franzisca konnte Bruno nicht genug erzählen, wie schlimm sie sich ihn vorgestellt, und Bruno beichtete ihr, was er von ihr gesagt und gedacht. Der alte Lips aber bestellte ein Paar Flaschen Sekt mehr, als er die Beiden so fröhlich mit einander scherzen sah.

Nach einigen Wochen schon kam Bruno wieder nach B., um die „verrückte Angelika“ heimzuführen. Den alten Lipsens und der guten alten Frau Eckert liefen die Freudenthränen von den Wangen.

### In höchster Noth.

Es war im Dezember des Jahres 1879. Ein ungewöhnlich strenger Winter behauptete schon seit Wochen seine Herrschaft, — Manchem zur Freude, Vielen aber, und in erster Linie den Armen, zum großen Leidwesen. Ein starker Schneefall hatte in der letzten Woche des November eine dicke, fußhohe Decke über Stadt und Land gebreitet, ein weißes Leichentuch über die schlafende Natur, aus dem hier und da ein Baumstamm mit beifrosten Ästen und Zweigen hervorragte. Dem Schneefall war heftiger Frost gefolgt, der sich mit einer Hartnäckigkeit behauptete, daß die Menschen sich schier nach Sibirien versetzt glaubten. Nicht bloß die Teiche oder Bäche überzogen sich mit einer festen Eiskruste, selbst gewaltige Flüsse wurden von der Kälte in einen Eis-

panzer geschlagen, so daß die Stromflächen, die sonst von den Rädern der Dampfer gepreßt wurden, jetzt unter den Rädern schwerer Lastwagen knirschten.

Auch der große Teich in dem nahe bei der Stadt gelegenen botanischen Garten war bis auf den Grund zugefroren, und der Gedanke, daselbst ein Eisfest zu arrangiren, war von dem vergnügungssüchtigen Publikum um so freudiger begrüßt worden, als ein solches Fest seiner Eigenart und Seltenheit wegen einen besonderen Reiz bot. Die Idee war schnell zur That gereift, und Tausende von Menschen pilgerten an dem festgesetzten Abende zu Wagen und zu Fuß, in Pelze und dicke Mäntel gehüllt, dem Garten zu. An dessen Eingang strahlten seit Anbruch der Dunkelheit Sterne und Kreuze in hellen Gasflammen, und der große Teich, der Schauplatz des Festes, erglänzte in dem Lichte hochloderner Pechfackeln, welche an dem schneebedeckten Ufer aufgestellt waren, wie eine große, leuchtende Spiegelplatte. Kränze von bunten farbigen Lichtballons umsäumten die glatte, strahlende Eisfläche, und auch hoch in den Baumkronen wiegten sich Lampions und entsandten ihr Licht durch die glühenden Zweige der beifrosten Bäume, — ein feenhaft zauberischer Anblick. Auf der weiten Bahn flogen auf stählernen Schuhen fröhliche Menschen pfeilschnell dahin, ihrer Kunst und Kraft sich freuend. Viele von ihnen trugen leuchtende Lampions an hohen Stäben, und die bunte Bewegung der magischen Lichter, die in allen Richtungen und gräßlichen Windungen gleichmäßig dahinschwebten, verlieh der ganzen Scene ein wundervolles Leben, in welches, mit seinen intensiv rothen und grünen Farben über die weiße Fläche hinstrahlend, bengalisches Licht sich ergoß. Dazu spielte die Musik ihre Weisen, wie sie zum rythmischen Tange auf dem leichten Eisklotz pasten. Es war ein heiteres Winter-Idyll eigener Art, voll Lust und Lebensmuth.

In der fröhlichen Schaar befand sich auch der Director Hartmann mit seiner jungen Frau. Er selbst bewegte sich zwar nicht unter den Schlittschuhläufern, aber seiner lieben Emilie, der er seinen Wunsch versagen konnte, hatte er es gern gestattet, die Quadrille und den Contre auf dem Eise mitzutanzan, und stolz freudig folgten seine Blicke den anmuthigen Bewegungen des geliebten Weibes. Emilie zählte erst 22 Jahre; sie war eine zarte, fast mädchenhafte Erscheinung. Ihre sonst blassen Wangen waren von dem Laufen leicht geröthet, und durch den kleinen Spitzenschleier bligten zwei dunkle, schelmische Augen.

Die letzten Klänge des Contretanzes waren in einem wilden, galoppirenden Finale verklungen, die Paare trennten sich mit einer leichten Verbeugung, und einen lächeln Bogen beschreibend, schoß Emilie, ein fröhliches Lächeln auf den kleinen Lippen, der Stelle zu, wo ihr Mann ihrer harrete. In der Hand hielt er ein Glas dampfenden Punsch, das er seiner Frau reichte. Sie nippte und leerte es in kurzen Zügen. „Wie gut Du bist, Victor!“ flüsterte sie.

„Amüßst Du Dich?“ fragte er, ihren Arm in den seinigen schiebend, um der Schwankenden eine feste Stütze zu bieten.

„Röthlich!“ versetzte sie; „die frische, kühle Abendluft, die den Appetit reizt, die kräftigende Bewegung, die lustige Musik, die fröhlichen Menschen, — sollte ich mich da nicht amüßren?“

„Das freut mich, mein Herz, denn Du weißt, daß ich nur in Deinem Glücke glücklich bin.“

Sie schritten langsam über die glatte Eisfläche, Hartmann vorsichtig den Fuß setzend, Emilie auf den eisernen Schuhen leichte Bogen nach rechts und links beschreibend, oder auch von ihrem Gatten sich ziehen lassend.

Hartmann war Director einer großen, unweit der Stadt gelegenen Maschinenfabrik und um 12 Jahre älter als seine Frau. Er war ein großer, kräftiger, breitschulteriger Mann, eine wahre Hühnengefalt. Ein schwarzer Vollbart umrahmte sein Gesicht, dessen bläuliche Farbe und Frische die Vollkraft ungeschwächter Gesundheit verrieth. Hartmann war ein schöner Mann — wenigstens sagten es die Frauen — ein zärtlicher Gatte und ein zwar energischer, aber seiner Rechtlichkeit und Herzengüte wegen, von allen seinen Untergebenen hochgeschätzter und geachteter Vorgesetzter.

Schärferer Gegensatz konnte es nicht leicht geben, als dieses Paar in der äußeren Erscheinung: er groß und stark, sie klein und schwächlich, eine zarte, blasse Pflanze, ein sich ansmiegender Epheu an den festen Eichstamm. Aber auch ein glücklicheres Paar konnte so leicht nicht gefunden werden, denn Emilie liebte ihren Gatten mit der ganzen Kraft des Frauenherzens, und er trug sein kleines Weibchen fast auf den Händen.

Wie sie so dahinschritten auf der Eisfläche, lachend und plauernd, bald hier bald dort einen Bekannten grüßend, schauerte Emilie plötzlich zusammen, ein Zittern ging durch ihre Glieder und fester hüllte sie sich in ihren Pelzrock.

„Was ist Dir, Kind?“ fragte Victor besorgt.

„Mich friert, . . . oh!“

Die kleinen Zähne klapperten hörbar aufeinander, und ein jäher Schüttelfrost ließ den ganzen Leib erbeben.

„Du glühst ja, Emilie, Deine Wangen brennen,“ entgegnete er und schloß die Zitternde in seine Arme, die wie ein müdes Vögeln das Lockenlöpfchen an

seine breite Brust legte. „Ist Dir plötzlich unwohl geworden?“

„Ja“, hauchte sie, „es ist so kalt; Alles tanzt und dreht sich vor meinen Augen, . . . halte mich, Victor!“

(Fortsetzung folgt.)

### Bermischte Nachrichten.

— Von den Königsbauten im Bayerischen Hochlande ist schon soviel gefabelt worden, daß man authentische Mittheilungen über den Gegenstand gewiß gern acceptirt. Jetzt liegt ein der Thatfache entsprechender Bericht über die vielbesprochene Grotte im Linderhof vor. Derselbe wird durch Gas- und elektrisches Licht unter Zuhilfenahme farbiger Gläser beleuchtet und bietet nach der Schilderung folgenden Eindruck: Eine hohe, weite Tropfsteinhöhle mit mannigfachen Nebenhöhlen, mit heimlichen Nischen und verborgenen Schlupfwinkeln ist es, vor welcher du stehst. Aus allen Winkeln, aus allen Ecken, aus allen Nischen und Spalten des Gesteins, aus zahlreichen, mit farbigen Gläsern überdeckten Vertiefungen, zur Rechten, zur Linken, über, unter, neben dir leuchtet, flackert, flammt, glüht, sprüht ein Meer von Lichtfluthen, bald gelben, bald rothen, bald blauen Scheins in überraschendem, plötzlichem Wechsel durch den wunderbaren Raum, alle Theile desselben mit einer unsäglichen Fülle von Licht und Glanz überglühend. Gold und lieblich wölbt ein Regenbogen sein mildes Licht über all diese flammende Schönheit. Die Haupthöhle bildet einen Raum von etwa 15 m Durchmesser und 10 m Höhe. Aus dem Hintergrunde derselben rauscht, gleich flüssigem Silber, tausendfältig glühend und sprühend, in schäumenden Cascaden die Felswand durchbrechend, ein Wasserfall herein in den Raum. Derselbe speist einen die Basis der Haupthöhle zu drei Vierteln füllenden See, dessen klare Fläche die blendenden Lichter in zauberhafter Schönheit zurückstrahlt. Auf dem Spiegel des Sees wiegt sich ein goldener, von Rosengewinden umschlungener Kahn, dessen Rückseite zu einer Muschel sich erweitert. Auf dem Bug des Schiffleins stehend, spannt Amor, unter schelmischem Lächeln das Ziel nehmend, den Bogen. Den Bord zur Rechten und Linken schmücken rothe Korallen. Ein Taubenpaar, dessen Schnäbel sich im Kusse vereinigen, steht im Begriffe, sich auf der linken Seite des Schiffleins niederzulassen. Zwei goldene Ruder harren der kundigen Führung des Schiffers. Mehr aber noch als auf die Fahrt, mag dieser Aht haben auf sein Herz. Dort drüben auf dem Felsgestein ruht sie, Liebe heischend, in beräucherter Schönheit, die Unheil bringende Lorelei, und kramt mit goldenem Kamme das golden schimmernde Haar. Dort an der Felswand, im Vordergrunde des Märchensees, hadt's schönes Bild: „Tannhäuser, schlummern in Venus' Schoße“. Voll sinnigen Ernstes, mit einem Hauche von Trauer fast, ruht der Blick des dämonisch-schönen Weibes auf dem entschlumerten Geliebten. Genien der Liebe, Grazien und badende Nymphen umgeben beide, Rosengewinde um sie schlingend, Blumen streuend. Der Wartburg- und Tannhäuser-Szene schrägüber fährt eine Biegung in einem der Gänge in eine verlorene Ecke. Gestalten treten dir aus derselben entgegen. Betroffen willst du dich zurückziehen. Da bemerkst du, daß du selbst es bist, dem du begegnest. Du stehst vor dem Spiegel, einer riesigen Scheibe von etwa 3 1/2 Meter Höhe und 2 Meter Breite. Drei derartige Scheiben sollen auf dem Transporte zerbrochen oder beschädigt worden sein, bis endlich die vierte unterseht in das Gestein eingelassen werden konnte. In der Nähe der Spiegelgrotte führt ein schmaler, mit Holzgeländer versehener Steig etwa 7 m am Felsen empor, hinauf nach dem Königstisch. Es ist ein Stig in der Länge von etwa 2 Metern, auf der Rückseite von einer goldenen Riesenmuschel umrahmt. Rosengewinde umschlingen dieselbe und Schilfrohrblätter umgeben sie. Hier pflegt König Ludwig II. niederzuzusitzen und sich der Bilder des Lebens, der Liebe und der Schönheit einsam zu freuen.

— Ein allerliebster Anekdotchen, das auch noch den Vorzug hat, buchstäblich wahr zu sein, macht gegenwärtig in der Stadt Dessau die Runde. Ein hiesiger ehrfamer Handwerksmeister, durchaus tüchtig in seinem Fach, für den jedoch die Theorie des Wissens und namentlich die edle Schreibkunst ein Buch mit sieben Siegeln ist, hat sich, um den Klippen der Namensunterschrift, welche ja beim Quittiren von Rechnungen u. dergleichen von Nothen ist, aus dem Wege zu gehen, einen Kaufstempel mit seinem Namen anfertigen lassen, der Vollständigkeit halber aber auch einen zweiten Stempel mit dem Signum: „Betrag erhalten“. In bester Harmonie vertrugen sich denn auch diese beiden Stempel auf den quittirten Rechnungen. Vor einigen Tagen nun, als gelegentlich des Todesfalles des Erbprinzen von Dessau das Kondolenzbuch in dem herzoglichen Schlosse ausgelegt war, fühlte auch unser Meister als loyaler Unterthan das Bedürfnis, auf diesem Wege sein Beileid auszudrücken. Mit ihm treten auch noch andere Herrschaften ein, um das Gleiche zu thun. Unser Meister ergreift zitternd, als ahne er Unheil, die spröde Feder und versucht kunstgerecht seinen Namen in das